



Die Text-Rechte liegen bei den Autoren und beim Katholischen Rundfunkreferat. Verwendung nur zum privaten Gebrauch!

Hörfunkgottesdienst St. Joseph, Duisburg-Mitte

03. Februar 2019

Pater Dr. Philipp Reichling OPraem, Duisburg

Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer hier in der Kirche und im Radio!

Städte verleihen gerne die Ehrenbürgerschaft an bedeutende Söhne und Töchter ihrer Stadt. Und sie ehren damit nicht nur verdiente Bürgerinnen und Bürger, sondern die Städte sonnen sich umgekehrt natürlich auch etwas in dem Glanz, das von diesen Menschen ausgegangen ist und vielleicht immer noch ausgeht.

Hier in Duisburg gibt es ein berühmtes Beispiel für einen Ehrenbürger, der weit über die Grenzen der Stadt bekannt ist: August Thyssen. Mit dem Namen Thyssen verbindet man heute einen Weltkonzern, dessen Wurzeln in Duisburg liegen. Bereits vor über 150 Jahren gründete August Thyssen hier ein erstes Eisenwerk. Später baute er in Hamborn, im heutigen Duisburger Norden, eine Steinkohlenezeche zu einem Hüttenwerk aus. In Duisburg-Hamborn lag dann auch der Firmensitz, aus dem der heutige Weltkonzern hervorging. August Thyssen war für Duisburg aber nicht nur erfolgreicher Unternehmer, sondern auch ein großzügiger Stifter. Mit der Industrie wuchs der Bedarf an sozialen Einrichtungen. Thyssen unterstützte Schulen und Krankenhäuser, Altenheime und Schwimmbäder. Und natürlich ließ er Wohnungen bauen für seine Arbeiter. Kein Wunder, dass August Thyssen 1911 zum Ehrenbürger ernannt wurde.

Schauen wir weg von Duisburg nach Galiläa in Israel. Aus heutiger Sicht ist klar, wer der bedeutendste Bürger dieser Kleinstadt war: Jesus. Er hätte eigentlich gute Chancen gehabt, Ehrenbürger seiner Heimatstadt zu werden. Gut, er war nicht reich, aber für seine Wohltätigkeit eilte ihm sein guter Ruf voraus: Am See Genesareth, in Kafarnaum hatte Jesus viele Menschen geheilt und sogar Dämonen ausgetrieben. Außerdem, so wird im heutigen Evangelium berichtet, konnte er begnadet reden. Seine erste Rede in seiner Heimatstadt war quasi seine Antrittsrede in der Öffentlichkeit. Und die fand zunächst bei allen Beifall. Immerhin reiht Jesus sich da ein in die Verheißungsgeschichte des großen Propheten Jesaja und sagt, Jesajas Worte haben sich heute erfüllt: Armen wird eine gute Nachricht gebracht, Gefangenen wird Entlassung verkündet und Blinden das Augenlicht, Zerschlagene werden in Freiheit gesetzt und ein Gnadenjahr ausgerufen, d.h. alle Schulden werden getilgt.

Das klingt zu schön, um wahr zu sein. Denn es hört sich so an, als ob jetzt alles gut wird, wenn man den Jesus nur machen lässt. Dann wäre er der große Wohltäter – Ehrenbürgerschaft inklusive: keine Armut mehr, keine Krankheiten mehr, Freiheit und Gnade.

Aber so einfach ist das alles nicht. Jesus ist eben nicht der gefällige Gönner, der auf Zuruf heilt und alle einfach glücklich macht. Es geht Jesus um etwas ganz anderes bei seiner Antrittsrede. Und das zeigt seine Antwort auf den Beifall, der ihm entgegengebracht wird. Jesus durchschaut, was seine heimatlichen Mitbürger in Nazareth einfach nur wollen: Mach es, wie in Kafarnaum, zeig uns hier große Dinge wie dort. Wirke Wunder, damit es uns gut geht. Jesus fasst diese Haltung in ein damals geläufiges Sprichwort: „Arzt, heile dich selbst!“ Mach es dir also auch selber schön und auch uns, denn du kannst es ja. Und dann machen wir dich zum Ehrenbürger.

Genau das ist der Punkt, wo Jesus nicht mitgeht. Das ist der Punkt, wo er als Prophet anders denkt als die Masse, wo er gegenhält und dadurch nichts gilt als Prophet in der Heimat. Das ist der Punkt, wo er die Chance auf die Ehrenbürgerschaft verliert, sie sogar ablehnt, weil er nicht auf Zuruf reagiert: „Arzt, heile dich selbst!“

Fast am Ende seines Lebens wird Jesus in gleicher Weise provoziert und das gleich zweimal. Als Jesus am Kreuz hängt verspotten ihn die Soldaten (Lk 23, 36): „Hilf dir selbst, wenn du der König der Juden bist!“ Und

kurz darauf verhöhnt einer der beiden Verbrecher, die mit ihm gekreuzigt werden, Jesus (Lk 23, 39): „Bist du denn nicht der Messias? Dann hilf dir selbst und auch uns!“

„Arzt, heile dich selbst!“ „Hilf dir selbst, wenn du König, wenn du Messias bist!“ Und genau so handelt Jesus eben nicht. Er lässt sich nicht zum Handeln zwingen, auch nicht zum Handeln für sich selbst. Er ist nicht gekommen, um auf Zuruf die Welt zu verändern, sondern er lässt geschehen. Das einzige, was er tut: Er vertraut auf Gott, er überlässt sich ihm, auch am Kreuz. Und genau das erwartet er auch von den Menschen – ob in Kafarnaum oder in Nazareth, ob damals oder auch heute. Und er nennt Beispiele dafür, dass Menschen Gott vertrauen – und die stammen interessanterweise nicht aus dem Judentum, sondern das sind Andersgläubige: eine Witwe aus Sarepta und ein gewisser Naaman, ein Syrer. Und diese beiden Andersgläubigen überlassen sich Gott, indem sie jeweils einem fremden Propheten vertrauen.

Kurz gesagt: Jesus verlangt von den Menschen dasselbe wie die Propheten vor ihm: Fordert nichts von Gott, sondern vertraut euch Gott an, verlasst euch auf Gott.

Und genau das fällt so schwer. So schwer, dass schon die Zeitgenossen Jesu in Nazareth ihn deswegen umbringen wollten. Sie wollten Wunder sehen, schnelle Lösungen. Aber Jesus konfrontiert sie mit ihrem falschen Vertrauen und falschen Erwartungen. Da trieben sie ihn zur Stadt hinaus an einen Abhang und wollten ihn hinabstürzen. Er aber schritt mitten durch die Menge hindurch und ging weg.

Bis heute gilt der Anspruch Jesu: Überlasse dich Gott, vertraue ihm!

Aber was heißt das konkret und wie geht das? Die Antwort darauf fällt nicht leicht.

Wenn ich einem anderen Menschen vertraue, mich ihm überlasse, dann ist das nicht ein Ausdruck meiner Trägheit, und Passivität. Im Gegenteil. Um mich anderen zu überlassen, muss ich zunächst um mich selbst wissen, muss ich meine Grenzen kennen, muss ich eine Einsicht reifen lassen: Hier kann ich mich nicht mehr auf mich selbst verlassen. Die Einsicht in meine Grenzen, die macht mich bereit mich zu überlassen, verändert damit vielleicht auch meine Erwartungen und meine Wünsche.

Unterbewusst erkenne ich ganz häufig meine eigenen Grenzen an und überlasse mich anderen: Wenn ich auf dem Weg zur Arbeit in den Zug steige, vertraue ich darauf, dass der Lokführer mich sicher ans Ziel führt, denn ich kann keine Lok führen. Wenn ich ins Restaurant gehe, vertraue ich darauf, dass ich kein verdorbenes Essen bekomme, denn ich kann nicht alles kontrollieren, was da wie in der Küche zubereitet wird. Und wenn ich bei meiner Arbeit nicht weiter weiß und meinen Kollegen um Hilfe bitte, überlasse ich mich seiner Kompetenz.

Vertrauen fängt da an, wo eigenes Können endet. Und ehrlich gesagt: Ich brauche viel Vertrauen, weil ich so vieles nicht kann. Mir hilft es, mich anderen zu überlassen, wenn ich mir das immer wieder eingestehe. Das kann auch schon mal enttäuschend enden, weil der oder die andere mir auch nicht wirklich weiterhilft.

Dennoch ändert es nichts an der wichtigen Erfahrung meiner eigenen Grenzen und daran: Ich bin auf andere angewiesen und muss mich ihnen überlassen.

Und warum sollte ich das nicht bewusst einüben, um mich schließlich auch Gott zu überlassen, der hilft, auch wenn es anders ist, als ich es mir denke und ich mir vorstellen kann? Er ist einfach nur da. Mir das vorzustellen, das ist vielleicht schon das Wunder, das einzige, was ich mir erhoffen kann. Und schließlich: Mich angesichts meiner eigenen Grenzen auf Gott zu verlassen, da bin ich in guter Gesellschaft. Denn das kann ich von der Witwe in Sarepta lernen und von Naaman dem Syrer und schließlich von Jesus selbst, der sich nicht selbst geholfen hat, sondern alles in Gottes Hände gelegt hat. Und wenn es stimmt, was die Christen glauben, dann ist Jesu Vertrauen belohnt worden, indem er auferweckt wurde und zu seinem Vater in das himmlische Jerusalem aufgenommen wurde. Und das wäre dann eine echte, eine ewige Ehrenbürgerschaft. Und warum sollte ich die nicht auch einmal erlangen, wenn ich mich Gott überlasse?